



raum eingerichtet. Für die Feier gute siebzig Jahre später hatten die Veranstalter vorsorglich die Räume einer benachbarten Gaststätte reservieren lassen.

Hier saßen dann die Teilnehmenden dichtgedrängt und hörten die offiziellen Grußworte der Stadt Bochum, der Jüdischen Gemeinde Bochum-Herne-Hattingen und die bewegende Ansprache von Ruth Frankenthal aus Münster: „Meine Eltern haben hier im Alten Amtshaus 1947 geheiratet“, berichtete sie. „Mein Vater hatte Auschwitz und andere Konzentrations- und Vernichtungslager – gebrochen an Leib und Seele – überlebt. Bis auf seinen jüngeren Bruder Hans wurden alle Verwandten umgebracht, so dass er nahezu allein auf der Welt war. Welcher Mut muss dazu gehört haben, nach diesen Erfahrungen überhaupt an Familiengründung zu denken? Hier, in Bochum, traf er seine Jugendliebe Margot Menzel wieder, die mit ihrer Mutter das Lager Kassel-Bettenhausen überlebt hatte.“

Improvisation war bei der Einweihung von Stelen also auch früher schon gefragt. Bei der achten Stele aber, die der Deportation der Bochumer Juden gewidmet war, stellte die Corona-Pandemie die Verantwortlichen vor besondere Herausforderungen. Ihren Ort sollte sie am Nordbahnhof haben, denn von hier aus waren viele der Deportierten in den Jahren 1942 bis 1944 verschleppt worden.

Seit Oktober 2018 hatte der Leistungskurs Geschichte des Neuen Gymnasiums Bochum zusammen mit der „Arbeitsgruppe Stelenweg“ der Akademie diese Stele entwickelt. Aber kaum waren die Arbeiten im März 2020 abgeschlossen, war an eine öffentliche Einweihungsfeier mit fünfzig oder mehr Personen nicht mehr zu denken, auch nicht drei Wochen, ja, nicht einmal drei Monate später. Danach aber würden die Schülerinnen und Schüler des Geschichtskurses – inzwischen Abiturienten! – nicht mehr an der Schule und vielleicht auch nicht mehr in Bochum sein, so dass sie an der Übergabe der Stele kaum noch teilnehmen könnten.

Daher der Vorschlag, angesichts von Corona eine alternative Form der Einweihungsfeier zu entwickeln. Seit Ausbruch der Krise hatten sich schon viele – nicht zuletzt in Schule und Kirche – zu Neuem inspirieren lassen: „Homeschooling“ und digitale Gottesdienste wurden angeboten, Nutzung der „sozialen Medien“ und digitale Kommunikation verstärkt. Warum sollten wir diese Mittel und Wege nicht ebenfalls nutzen?! - Pfarrerin Dr. Anja

Stuckenberger, die neue Leiterin der Evangelischen Stadtakademie Bochum, zeigte sich begeistert: „Die Idee einer alternativen Einweihungsfeier finde ich brilliant! So können wir die ganze Stadt dazu einladen.“

Im „Pixelhaus“, einer Bochumer Agentur für Internet-Auftritte und Video-Produktionen, fanden wir die Partner, die uns bei der Umsetzung unserer Idee halfen. Inhaber Patrick Lambertus schlug vor, zwei kurze Filme zu drehen: Einen über den Stelenweg, soweit er bisher realisiert war. Den zweiten über die Stele Nordbahnhof und ihre Übergabe an die Öffentlichkeit – ohne Publikum, aber mit allen Akteuren, die auch bisher die Einweihungsfeiern festlich gestaltet hatten.

Der erste Film über den Stelenweg – ein Überblick über die 400-jährige Geschichte der jüdischen Gemeinschaft in Bochum – entstand bereits im April 2020. Er beginnt in der Gegenwart. Vor dem geöffneten Thoraschrein in der neuen Synagoge steht Michael Rosenkranz, Vorsitzender des Gemeinderats, und sagt: „*Juden haben den Holocaust überlebt. Es gibt wieder lebendiges Judentum, und wir sind froh, dass wir es heute ohne Bedrohung leben können.*“ Im Anschluss führt Manfred Keller zu den Orten, an denen sich jüdisches Leben früher abgespielt hat. Die Stelen, die der Film kurz und kompakt vorstellt, laden ein, die Spuren

jüdischen Lebens in Bochum selbst zu entdecken.

Dem virtuellen Rundgang über den Stelenweg folgte im Juni dieses Jahres mit dem zweiten Film die virtuelle Einweihungsfeier der neuen 8. Stele am Nordbahnhof, aufgenommen in den Räumen der Stadtakademie. Erinnert wird an das dunkelste Kapitel der jüdischen Geschichte Bochums. Ab 1942 wurden jüdische Männer, Frauen und Kinder, die noch in der Stadt lebten, mit Zügen in die Konzentrations- und Vernichtungslager deportiert: Nach Riga, Zamosc, Theresienstadt und Auschwitz.

Akademieleiterin Anja Stuckenberger begrüßt zu Beginn des Films die Stadtöffentlichkeit und stimmt auf das grausige Geschehen ein: „*Ein Bahnhof, oft eine Zäsur in den Lebensgeschichten. Ein Ort des Ankommens, des Aufbruchs, des Weiterreisens, des Wartens, der Umarmung und des Abschieds. Und der Bochumer Nordbahnhof auch Ort widerwärtiger Ereignisse.*“ – Zu Herzen gehend dann der Gesang des jüdischen Kantors Daniel Tsah, der die Feier musikalisch gestaltet.

Nach einem Beitrag von Manfred Keller, der die Stele inhaltlich vorstellt, berichtet Nils Vollert, Geschichtslehrer am Neuen Gymnasium Bochum, über das Schülerprojekt: „Die SchülerInnen haben aktiv Erinnerungsarbeit geleistet. Sie haben Biografien von Menschen kennengelernt, die vor ihrer Zeit in Bochum gelebt und gelitten haben. Sie werden in Zukunft mit anderen Augen durch unsere Stadt gehen, nicht nur was den Nordbahnhof angeht. Das sind Resultate, die klassischer Geschichtsunterricht so leider oft nicht erzeugen kann.“ Beispielhaft zitiert er aus dem Video-Statement eines Schülers: „Für viele Bochumer ist heutzutage der Bochumer Nordbahnhof leider nur ein altes Gebäude. Hingegen ist der Nordbahnhof für unseren Geschichte-Leistungskurs ein Ort voller Erinnerungen.“

Michael Rosenkranz – in Vertretung der Jüdischen Gemeinde Bochum-Herne-Hattingen – reflektierte in seinem Grußwort die Bedeutung der Stele für die Mitglieder der Gemeinde, und Oberbürgermeister Thomas Eiskirch würdigte sowohl das neue Denkzeichen am Nordbahnhof wie den gesamten Stelenweg als wichtigen Beitrag zur Erinnerungskultur in der Stadt Bochum.

Übrigens: Der Oberbürgermeister hatte seine Mitwirkung bei der alternativen Einweihungsfeier langfristig zugesagt,

Marx, Engels und der schwierige Weg zum Sozialismus

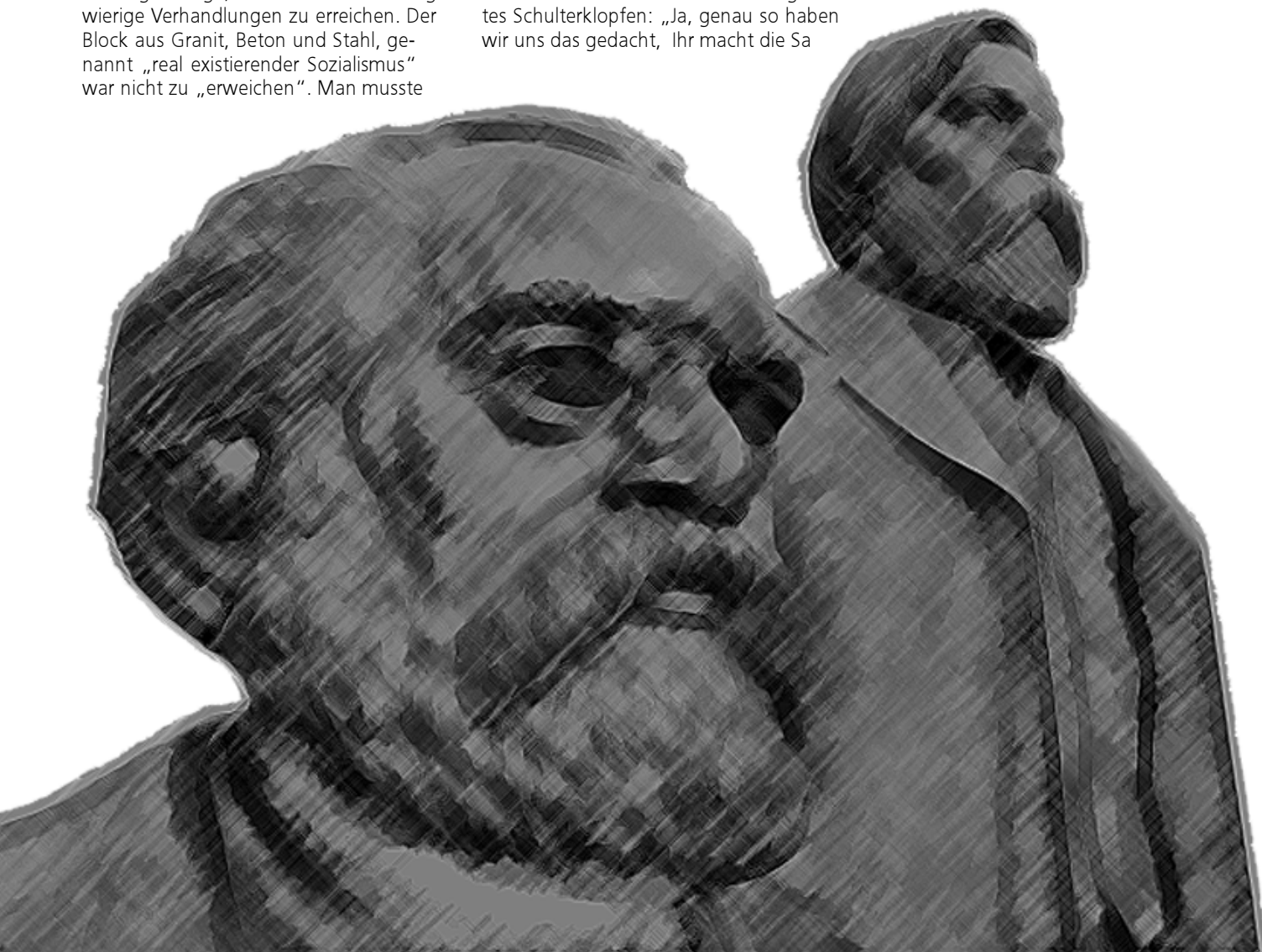
Man glaubte seinen eigenen Augen nicht mehr, wenn man auf die Ereignisse Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre blickte. Den Zweiten Weltkrieg hatte man als Kind erlebt, die Befreiung durch die Amerikaner im April 1945, die „Sowjetische Besatzungszone“ bis 1949, dann die DDR bis Oktober 1953, als 16jähriger eine legale Besuchsreise in den Westen nach Dortmund, danach das illegale „Vergessen“ der Rückkehr in das heimatliche Dessau. Viele Jahre war man relativ glücklich, dass man das alles „da drüben“ hinter sich hatte. Erst Ostern 1976 kam es zu einer Besuchsreise mit dem eigenen Auto. Dass dieser Staat – die DDR – nicht die gerechte und brüderliche Gesellschaft aufbaute – wie es angekündigt war und wie es bis zum absoluten Überdruß propagiert wurde, – hatte man eindringlich genug erfahren und irgendwie verinnerlicht. Irgendwelche Erleichterungen, Verbesserungen, positive Entwicklungen in den Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten waren nur durch geduldige, oft mühsame und langwierige Verhandlungen zu erreichen. Der Block aus Granit, Beton und Stahl, genannt „real existierender Sozialismus“ war nicht zu „erweichen“. Man musste

irgendwie versuchen, damit umzugehen. Die Spaltung Europas und Deutschlands als Ergebnis des vom Nazi-Regime angezettelten Krieges war unumkehrbar. Und nun kam es zu einer völlig unerwarteten und kaum für möglich gehaltenen Kette von Ereignissen, die schließlich zur Wiedervereinigung im Oktober 1990 führten. „Der Sozialismus ist gescheitert!“ verkündete Helmut Kohl im Bundestag. Es gab keinen Widerspruch.

Ob es nun sinnvoll und angemessen, übertrieben oder nicht war: Offensichtlich hatte der Kapitalismus den Sozialismus „besiegt“! Aber das war doch eine Art von Geschichte verkehrt herum, denn der Sozialismus war doch dazu ausersehen, den Kapitalismus zu überwinden. Und wenn man nun die Phantasie spielen lässt: Würden Marx und Engels wieder auferstehen und käme es zu einer Begegnung mit Lenin und Stalin, Ulbricht und Honecker, Mao-tse-tung, Fidel Castro und weiteren Granden dieser Sorte, was wäre zu erwarten? Gäbe es ein begeistertes Schulterklopfen: „Ja, genau so haben wir uns das gedacht, Ihr macht die Sa-

che großartig! Weiter so! Es lebe der Sozialismus, weg mit dem Kapitalismus!“ Wäre es so oder käme es ganz anders? Erführen Marx und Engels von der grausamen Geheimpolizei (der „Tscheka“, dann mit einer Reihe anderer Namen versehen), dem Archipel GULAG, den Schauprozessen der 30er Jahre, der Kollektivierung der Landwirtschaft mit bis zu 14 Millionen Toten, den schrecklichen Terrorjahren 1936 – 1938 mit der Ausmerzung des größten Teils des Offizierskorps der Roten Armee? Sie würden wohl eher laut protestieren: „Nein, das haben wir nicht gewollt!“ Und wenn sie von der Berliner Mauer hörten und sie sehen könnten? Vielleicht dächten sie, dass man die Menschen hindern wolle, nach Osten zum Sozialismus zu fliehen, und sie wären höchst erstaunt zu hören, dass man eine Flucht in umgekehrter Richtung unterbinden wollte.

Warum kam es zum „verkehrten Verlauf“ der Weltgeschichte? Warum brach der so





übermächtige, stolze, bedrohliche Riesenglocke des „Sozialistischen Lagers“ in so relativ kurzer Zeit wirtschaftlich und politisch (nicht militärisch!) beinahe wie ein Kartenhaus zusammen?

Man muss zurückgehen zum Russland von 1917, das durch die Kriegsoffer und innere Zwistigkeiten zutiefst zerrüttet war. In der Februar-Revolution wurde das zaristische Regime gestürzt, der Zar entmachtete, und demokratische Freiheiten und Grundrechte wurden eingeführt. Von all diesen Vorgängen erfuhr Lenin in seinem Schweizer Exil aus der Zeitung. Mit Hilfe der deutschen militärischen Führung gelangte er nach Russland, wo sein Ziel der Sturz der Demokratie und die Errichtung der „Diktatur des Proletariats“ war. Seine Organisation war die einzige schlagfähige Kraft. Ein erster Umsturzversuch im Juli 1917 misslang jedoch, und Lenin musste nach Finnland fliehen. Der erneute Versuch im Oktober 1917 gelang. Der „Sturm auf den Winterpalast“ war ein Erfolg, wenn es auch nur eine Art Staatsstreich war (6 Tote). Er wurde aber sofort zu einer Revolution ausgebaut und weiter im Land verbreitet, mit Einparteiensystem, Terror, strengen Kontrollen. Die schwachen demokratischen Strukturen zerbröselten schnell. Trotzdem gab es noch freie Wahlen; die Bolschewiken erlangten nur etwas weniger als ein Viertel der Stimmen. Die Verfassungsgebende Versammlung wurde von Lenins Leuten gesprengt. Wenn man sich vor Augen hält, dass es gegen Ende des 19. Jh. und zu Anfang des 20. Jh. eine stürmische industrielle Entwicklung in Russland gab, die „Arbeiterklasse“ (das Proletariat) jedoch nur landesweit etwa 8% ausmachte, muss man zu dem Schluss kommen, dass diese Revolution anders aussah als der von Marx angestrebte Umschwung zum Sozialismus. Diese Feststellung wird verstärkt, wenn man auf den in den 30er Jahren entstandenen „2. sozialistischen Staat blickt“: die Mongolische Volksrepublik (geographisch: „Äußere Mongolei“, Hauptstadt Ulan-Bator). Hier gab es eine dünne nomadische Besiedelung, aber auch in den wenigen Orten Manufakturen, in denen geschickte Handwerker beeindruckende Leistungen (Holz- und Textilbearbeitung, Silber- und Goldschmuck) zeigten. Also keine „Kulturlosigkeit“, aber von Industrie und Proletariat im marxistischen Sinne konnte absolut keine Rede sein! Und damit gab es auch keine Voraussetzungen für den Sozialismus!

Werfen wir noch einen Blick auf das Russland des 19. Jh., wo eine Anzahl junger

Mädchen und Frauen „aus gutem Hause“ aufbegehrt gegen Armut und Ungerechtigkeit und die mindere Rolle der Frauen. Das russische Wort „mir“ bedeutet „Welt“, aber auch „Frieden“, und schließlich war es Fachausdruck für eine Art von gemeinsamer Bodenbearbeitung innerhalb des zaristischen Systems. Die russische Revolutionärin Vera Sassulitsch schrieb einen Brief an Karl Marx, erklärte ihm dieses Wirken des „mir“ in allen Einzelheiten und stellte die Frage, ob der „mir“ als Keimzelle einer sozialistischen Gesellschaftsordnung dienen könne. Marx antwortete: „Ja, das ist möglich, aber nur unter der Bedingung, dass die Überwindung des Kapitalismus und der Übergang zum Sozialismus in den entwickelten kapitalistischen Staaten stattfindet“, d.h. in Großbritannien, den USA und Frankreich, etwas später dann im hinterher hinkenden Deutschland, wo noch Überreste des Feudalismus (Kaiser, Könige, Großherzöge ...) zu beseitigen waren. Also: *Die Revolutionen im Westen waren das Wesentliche, nicht die Ereignisse im fernen Osten! Aber eine revolutionäre Entwicklung im Sinne Marx' hat es offenbar dort nicht gegeben! Die Revolutionen waren von ganz anderer Art!* Der russische Monarchist Schulgin besuchte auf Einladung Lenins die Sowjetunion. Nach seiner Rückkehr in den Westen brach er wieder und wieder in brüllendes Gelächter aus: „Das ist ja dort ein neues Fürstengefolge!“ In der Tat: Ähnlich Stalin, Breshnjew oder Putin nicht Zar Peter dem Großen? Hier nun lohnt sich ein Blick auf die *Asiatische Klassengesellschaft*: Eine Schicht von „Verwaltenden“ mit einem Despoten an der Spitze beherrscht die im Wesentlichen amorphe Masse der Bevölkerung. Die herrschende Schicht/Klasse kann unterschiedlich sein: hohe Offiziere, Juristen, Wissenschaftler, Literaten können dazu gehören, in den indigenen Staaten Mittel- und Südamerika waren es Priesterkassen. Der Despot kann ein Kaiser sein (China), ein Inkafürst, ein Stalin, Sadam Hussein, Robert Mugabe, Mao-tse-tung, Xi-Shing-Peng..... Er kann einzelne Aufwümpfe eliminieren, aber der Despot und die herrschende Klasse sind durch die Privilegien zusammengeschweißt. Und wer verzichtet freiwillig auf Privilegien? Jedenfalls war und ist diese Klassengesellschaft weltweit und variantenreich verbreitet, sogar mit einem blühenden Kapitalismus der Volksmasse (China).

Und nun ein paar Worte zum kapitalistischen Westen! Ist wirklich alles o.k.? Brauchen wir keinen „Sozialismus“ im Sinne von Marx? Was soll man halten von den Krokodilstränen derer, die den stän-

dig größer werdenden Spalt zwischen „denen da oben“ und „denen da unten“ beweinen? Und was ist das mit den Cum-Cum und Cum-Ex-Schwerstverbrechern? Und mit dem Weg-Expedieren gigantischer Summen in die Steuer-„Oasen“? Und könnte man dem „Black Rock“-Hedgefonds nicht einen einmaligen „Zehnten“ auferlegen und dann einen jährliche Steuersatz von 1,5% der Zuwächse? Es war doch Helmut Schmidt, der vor der Macht der ins Ungeheure wachsenden Hedgefonds eindringlich warnte! Und ist es nicht ein grenzenloser und abscheulicher Zynismus, wenn der Ultra-Neoliberalismus davon spricht, die Pferde des Kapitalismus müsste man überfüttern, damit dann noch genügend Äpfel hinten herausfallen für „die da unten“? Müsste die politische Macht nicht die wirtschaftliche – zuvörderst finanzwirtschaftliche – Macht beherrschen und nicht umgekehrt? Eine Revolution mit Verwüstungen und Strömen von Blut hilft nicht! Aber eine an Revolution grenzende Änderung der Verhältnisse ist absolut notwendig!!! Bleibt sie aus, dann muss man für die Zukunft fürchten!

Und noch ein ganz anderer Gedanke mag einem kommen: Was wäre, wenn Lenin und seine Leute nicht gesiegt hätten? Es gab im Juli 1918 in Moskau einen letzten verzweifelten Aufstand der Sozialrevolutionäre (der eigentlichen Partei der demokratischen Revolution) unter Maria Spiridonowa. Eine zufällig in der Nähe befindliche und Lenin treu ergebene Kompanie lettischer Scharfschützen warf ihn nieder. Hätte es ein freies, pluralistisches, demokratisches Russland gegeben, ohne die grausige Geheimpolizei, die Schauprozesse, den Archipel Gulag, die Kollektivierung der Landwirtschaft, die Dezimierung des Offizierkorps, aber mit gründlicher und sorgfältiger Vorbereitung einer elastischen Verteidigung gegen den drohenden Angriff Nazi-Deutschlands..... Dieser Angriff wäre niemals bis vor die Tore Moskaus gekommen. Und das große Russland mit seinen vielen klugen und guten Menschen wäre zwar auch kein Paradies, aber doch hundert Mal freier und glücklicher als mit und durch den „Aufbau des Sozialismus“.

Rolf Bellmann



tem Boden“ (Humboldt, 1999, S.383, in Holl, F., 2019, S.42).

Humboldt kritisiert die massive Rodung des Waldes, um Kakaoplantagen durch spanische Siedler zu errichten, und beschreibt die Gefahren der Bodenzerstörung durch Winderosion bei einseitigem Anbau in Monokulturen, ein Gedanke, der heute an Aktualität nichts verloren hat.

Nach Humboldt liegt der Grund für die Austrocknung der Region in der Plantagenwirtschaft. Etwas später, auf seiner Reise von Caracas nach Süden zum Orinoco, am Valencia-See erläuterte er die Ursachen der auftretenden Dürren noch deutlicher.

„Zerstört man die Wälder, wie die europäischen Ansiedler aller Orten in Amerika mit unvorsichtiger Hast tun, so versiegen die Quellen oder nehmen doch stark ab. Die Flussbetten liegen einen Teil des Jahres über trocken und werden zu reißenden Strömen, sooft im Gebirge starker Regen fällt. Da mit dem Holzwuchs auch Rasen und Moos auf den Bergkuppen verschwinden, wird das Regenwasser in seinem Lauf nicht mehr aufgehalten; statt langsam durch allmähliches Einsickern die Bäche zu speisen, zerfurcht es in der Jahreszeit der starken Regenniederschläge die Berghänge, schwemmt das losgerissene Erdreich fort und verursacht plötzliche Hochwässer, welche die Felder verwüsten. Daraus geht hervor, dass die Zerstörung der Wälder, der Mangel an fortwährend fließenden Quellen und die Existenz von Torrenten [Sturzbäche] drei Erscheinungen sind, die in ursächlichem Zusammenhang stehen“ (Humboldt 1999, S. 638, in Holl, F., 2019, S.43).

„Rettet den Regenwald“, wer kennt heute diese Forderung nicht, um einen ausgeglichenen Wasserhaushalt zu erhalten. Dürren und Überschwemmungen finden sich seit einigen Jahren auch in Europa.

Humboldt ordnet dem Wald vier elementare Funktionen zu (Holl, F., 2019, S. 42-43):

- (1) thermische Wirkung durch Spenden von Schatten,
- (2) Schutz vor Bodenverdunstung,
- (3) Erhöhung der Niederschlagsmenge durch seine Wasserverdunstung,
- (4) Wasserspeicher

In späteren Jahren geht Humboldt mit seinen Folgerungen noch einen Schritt weiter, er formuliert klar die Probleme der Zukunft.

„Fällt man die Bäume, welche Gipfel und Abhänge der Gebirge bedecken, so schafft man in allen Klimazonen kommenden Geschlechtern ein zwiefaches Unge- mach: Mangel an Brennholz und Wasser“ (Humboldt 1999, S.638, in Holl, F., 2019, S.44).

Neben dem „Fällen von Wäldern“ als Ursache eines Klimawandels benannte Humboldt auch die „Veränderung der Verteilung der Gewässer“. Im Rahmen seiner Reise nach Mexiko-Stadt kritisierte Humboldt die Maßnahmen, dort durch Entwässerungskanäle den Texcoco-See zu verkleinern bzw. trockenzulegen, um Mexiko-Stadt vor Hochwasser zu schützen. Mexiko-Stadt entstand ursprünglich auf den Grundmauern der aztekischen Hauptstadt Tenochtitlan, die die Spanier einschließlich des aztekischen Dammsystems zur Kontrolle der Wassermassen des Sees zerstört hatten. Das Wasser der Entwässerungskanäle verwendeten die Kolonisten zur Bewässerung der Plantagen in der Umgebung.

„Man hat nicht verstanden, die beiden Ziele zu vereinen: die Sicherheit von Mexiko-Stadt und die Bewässerung der Ländereien. Der Wassermangel macht das Tal unfruchtbar, ungesund, das Salz nimmt zu, Lufttrockenheit vergrößert sich“ (Humboldt 2003, S.254 in Holl, F., 2019, S.41). Humboldt erkannte als Folge des falschen wasserbaulichen Eingriffs in die Natur die Ausmaße der Bodenversalzung und Luftbelastung, das Schrumpfen des Sees und somit des Wassermangels. Er beschrieb damals ein Phänomen, das sich im 20. Jahrhundert am Aralsee in Kasachstan und Usbekistan wiederholte.

Humboldts dritte, wesentlich später formulierte Aussage, Klimawandel durch „Entwicklung großer Dampf- und Gasmassen an den Mittelpunkten der Industrie“ (Humboldt 1844, S. 214, in Holl, F., 2019, S.38-39) war der erste bahnbrechende Gedanke zu Einflüssen der Industrie auf die Atmosphäre. Wenn auch wissenschaftlich nicht untermauert, wurde das Problem klar erkannt, und das in einer sehr frühen Phase der Industrialisierung. Das Zusammenwirken von Sonneneinstrahlung und Kohlendioxid war nicht bekannt. Svante Arrhenius beschrieb den Treibhauseffekt erst 37 Jahre nach Humboldts Tod.

Wie bewertete Humboldt während seiner ersten Reise Mensch und Wirtschaft?

Er war entsetzt über die Sklaverei und die

Haltungen der Weißen dazu. Im Herbst 1800 schreibt er in Curcuma/Venezuela:

„In Nordamerika haben die weißen Menschen für sich eine weiße Republik gestiftet und schändlichste Sklavengesetze bestehen lassen [...]. So möchten vornehme [Süd-]Amerikaner auch gern eine Republik stiften.“ (Humboldt, „Sklaven“, Cumana, Herbst 1800, in Zeuske, M. 2019; Absatz 22)

Humboldt sprach später bei seinem Besuch des amerikanischen Präsidenten in Philadelphia diese Missstände klar an, jedoch ohne Erfolg.

Er erkannte die kolonialen wirtschaftlichen Ausbeutungsmuster und verurteilte die Plantagenwirtschaft in ihrem einseitigen Anbau von Exportprodukten, z.B. Indigo und Zuckerrohr. Als Folge beschrieb er den Mangel an Land zur Produktion von Nahrung für die Bevölkerung durch die kleinbäuerliche Subsistenzwirtschaft, auch heute ein großes Problem in den Tropen. Freier interpretiert, könnte man „koloniale Plantagen“ durch den Begriff „Agrarkonzerne“ ersetzen, die land grabbing in Ländern mit einem niedrigen Entwicklungsstand betreiben. Wo liegen die Unterschiede zwischen heute und Humboldts Zeiten?

Kolonialismus und Globalisierung, es gibt viele Parallelen. So kritisierte Humboldt die Hortung von Bodenschätzen massiv. Er besuchte viele Minen und wurde oft als ehemaliger Oberbergmeister um Rat gefragt. Über den Besuch der Silbermine Valenciana mit ca. 1500 Arbeitern, 300km nordöstlich von Mexiko-Stadt gelegen, schreibt er:

„Im September 1803 arbeiten in der Grube Valenciana [...] 900 Tenateros, Träger, die die Erze auf dem Rücken bis zur Abfertigung tragen [...] gewöhnlich gut zwei Zentner. Diese Last wird [...] mit einem Real bezahlt, egal wie weit entfernt der Ort [der Förderung] liegt. Ein Tenatero macht in einer Schicht neun bis zehn Reisen [...]. Sie ersteigen über 1800 Stufen [...] in einer Atmosphäre von 34 Grad und hier [infolge der Höhe] noch sauerstoffärmer. Alles Indios und Mestizen. Wie die menschliche Maschine sich an alles gewöhnt. [...] Unglückliche Abkömmling eines Geschlechts, das man seines Eigentums beraubte. Wo hat man Beispiele, dass eine ganze Nation alles Eigentum verlor?“ (Humboldt 1803, hg. von Schäfer, K., Berlin, 1989)

Die schlechten Lebens- und die Arbeitsbe-



Der 8. Mai - ein Tag der Befreiung ...

Mit seinem Pfingstgruß an die Mitglieder des Evangelischen Forums Westfalen übersandte der Vorsitzende Michael Wuschka allen die „Reflexionen über den 8. Mai 1945“ von Professor Brakelmann. Günter Brakelmann schrieb in seinem Vorspann: „Am 8. Mai hat die von mir sehr geschätzte Frau Präses Annette Kurschuss in 14 Minuten Einiges zum 8. Mai 1945 gesagt. Das nahm ich zum Anlass, meine Sicht der Bedeutung der Kapitulation für die Nachkriegszeit der Bundesrepublik und das Verhalten der Kirche aufzuschreiben. Es ist natürlich eine Kurzfassung, die aber vielleicht zu weitergehenden Diskussionen führen kann. Jedenfalls sollte der 8. Mai im Geschichtsbewusstsein der heutigen und zukünftigen Deutschen einen festen Platz haben“. Auf seinen Text reagierten zwei Leser:

"Beides zur Sprache bringen"

Es ist sehr zu begrüßen, dass das Evangelische Forum Westfalen ein Gespräch zu der Frage angeregt hat, ob der Tag des 8. Mai 1945 ein Tag von Kapitulation oder Befreiung bzw. von Kapitulation und Befreiung für uns bedeutet. Ausgangspunkt ist eine Feststellung von Frau Präses Annette Kurschuss, dass der 8. Mai 1945 „ein Tag der Erlösung“, „ein Tag der Befreiung“ gewesen sei. (Das vorangestellte Wort von der „Erlösung“ geht noch weit über den Begriff der „Befreiung“ hinaus, weil er dem ganzen Vorgang einen religiösen Sinn gibt.) Frau Kurschuss ist in ihrer Feststellung geprägt durch den Ort, an dem sie spricht, nämlich an einem Vernichtungslager aus der NS-Zeit.

Das aber lässt Prof. Dr. Günter Brakelmann außer Acht, indem er seinen Ausführungen nur den Satz voranstellt: „Am 8. Mai hat die von mir sehr geschätzte Frau Präses Annette Kurschuss in 14 Minuten Einiges zum 8. Mai 1945 gesagt.“ Es ist mir unverständlich, wie man solch einen banalen Satz formulieren und den eigenen „Reflexionen“ voranstellen kann. Die Quintessenz der Ausführungen von Prof. Günter Brakelmann teile ich allerdings aus vollem Herzen, dass man nämlich beides zur Sprache bringen sollte: die „nationale und menschliche Katastrophe“ und den „Ausgangspunkt für eine Neubesinnung“ (S. 10). Es war für uns alle - soweit wir nicht ein Opfer des NS-Regimes gewesen sind! - ein langer Weg bis zum 8. Mai 1985.

Richard von Weizsäcker hat es so formuliert: (Es) „wurde von Tag zu Tag klarer, was es heute für uns alle gemeinsam zu sagen gilt: Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung.“

Kann man es besser ausdrücken, welchen Weg der Aufarbeitung wir zu gehen hatten?

Günther Kingreen

"Alles besser als zu Kriegszeiten"

Professor Brakelmann beginnt seine Reflexionen zum 8. Mai 1945 damit, dass nur die von den Alliierten aus den Konzentrationslagern und Arbeitslagern befreiten Menschen und die deutschen Frauen und Männer, die zum geringen deutschen Widerstand gehört hatten, sich befreit fühlten. „Aber es ist eine nicht belegbare These, dass die Mehrheit des Volkes den 8. Mai als „Befreiung“ erlebt und empfunden hat. Für die meisten Deutschen war es das schreckliche Ende eines immer totaler gewordenen Krieges an den Fronten und in der Heimat“. „Die meisten Deutschen blieben bis zum bitteren Ende bei ihrer Hitlertreue“. „Zur Freude über das Ende des Krieges trat sehr bald die Enttäuschung über die Verhältnisse nach dem 8. Mai“. Ökonomisches und soziales Elend der arbeitenden Bevölkerung, Elend der Flüchtlinge, Marsch von Millionen von Kriegsgefangenen in russische Gefangenenlager bestimmten das Leben und die Stimmung. „Befasst man sich mit zeitgenössischen Quellen, so hat die Mehrheit der Deutschen den 8. Mai 1945 nicht als Tag der Befreiung erlebt. Für die meisten war es der schmerzliche Tag einer totalen Niederlage nach einem totalen Krieg“.

War es wirklich keine Befreiung? Ich war damals ein Kind von fast acht Jahren. Wir hatten die Bombennächte in Nürnberg erlebt, unser Vater war in Rumänien vermisst, schließlich wurden wir im März 1945 in Nürnberg noch ausgebombt. Glücklicherweise hatten wir ab Ende Februar in Roßtal bei Nürnberg in einem befreundeten Pfarrhaus Aufnahme gefunden, so dass wir selbst nicht verschüttet wurden wie meine Großmutter. Aber auch auf dem Land war man nicht sorglos. Die Bomber im Anflug auf Nürnberg donnerten über uns hinweg, der Feuerschein der brennenden Stadt war sichtbar. Die Bauern auf den Feldern bei der Frühjahrsbe-

stellung mussten sich vor den Tieffliegern der herannahenden Amerikaner zu retten versuchen. Mancher Bauer verlor sein Leben. Als die Amerikaner schon in der Nachbarschaft eingerückt waren, hisste der Roßtaler Bürgermeister zum Schutz für das Dorf die weiße Fahne. Er wurde noch am selben Tag vom noch anwesenden deutschen Militär hingerichtet, erschossen. Wir waren alle entsetzt, ja verstört. Am nächsten Tag rückten die Amerikaner ein. Was würde passieren? Auf einem Feld neben dem Pfarrgarten fuhren unzählige Fahrzeuge auf. Im Schulhaus wurden die Soldaten einquartiert. Wir neugierigen Kinder wurden schnell von den Erwachsenen ins Haus geholt. Es war eine sehr gedrückte Stimmung. Wie würden sich die „Feinde“ verhalten? Was stand uns bevor? Erstaunlicherweise blieb alles ruhig im Dorf. Als wir Kinder am nächsten Tag wieder in den Garten gingen, kamen amerikanische Soldaten an den Zaun. Viele waren farbige. Noch nie hatten wir dunkelhäutige Menschen gesehen! Und sie hielten uns Schokoladetafeln entgegen. Wir rannten wieder ins Haus. Es waren doch die Feinde!! Am nächsten Tag lagen die Schokoladetafeln auf der Wiese. Die haben wir eingesammelt. Nach und nach verloren die fremden Menschen für uns ihren Schrecken. Was vor allem auffiel, es donnerten keine Fliegerverbände mehr nach Nürnberg, die Bauern wurden nicht mehr von Tieffliegern angegriffen, keine Sirenen heulten mehr, der Kriegslärm war vorbei, man musste nicht mehr in den Keller. Der Krieg war aus! Für mich als Kind war schon der Tag des Einmarsches der Amerikaner ein Tag der Befreiung. Auch die Erwachsenen, so empfand ich es damals, waren entspannt. Das Leben schien sich zu normalisieren. Die Schwierigkeiten des täglichen Lebens, der Versorgung usw. hatten natürlich die Erwachsenen zu tragen. Aber man schöpfte wieder Hoffnung, auch wenn vieles schwer blieb. Unser Vater kehrte nicht zurück, das Geld war knapp, der Schulunterricht fiel für ein halbes Jahr aus, Mutter half in Nürnberg auf dem Bau, damit wir 1947 wieder eine Wohnung in Nürnberg bekamen. Insgesamt eine schwierige Zeit, aber dennoch hatte ich das Gefühl, dass alles besser war als zu den Kriegszeiten, da die tägliche Bedrohung verschwunden war.

Ingrid Bellmann

Weitere Leserbriefe können für den Rundbrief 1/2021 eingesandt werden.

Die Bahn hatte vor vielen Jahren den Slogan: Alle reden vom Wetter. Wir nicht.

Heute können wir den Slogan abwandeln und auf uns beziehen: Alle reden von Digitalisierung. Wir auch. Die Covid-19 Pandemie hat zunächst Veranstaltungen und Treffen, wie wir sie kannten, verunmöglicht. In Westfalen, wie in allen anderen Landesverbänden und im Bundesverband der EAiD, wurden die geplanten Vorträge, Mitglieder-Versammlungen und Reisen abgesagt. Die Studienreise nach Prag war davon auch betroffen.

Jetzt wird wieder vieles gelockert, manches wäre schon wieder möglich, aber die Infektionszahlen steigen damit ebenfalls wieder. Wer verantwortlich denkt und handelt, wird insbesondere wegen des hohen Durchschnittsalters unserer Mitglieder nicht so bald zu einer Normalität zurückkehren, die nicht verantwortbar oder im Ansatz riskant ist.

Was in den Schulen angewandt und in den Betrieben zur neuen Gewohnheit wurde, das haben wir uns im Bundesverband auch zu eigen gemacht: Videokonferenzen. Der Bundesvorstand hat schon mehrfach getagt. Alle Mitglieder des BV saßen zu Hause in ihren Arbeitszimmern und waren am heimischen Computer mit den anderen per Bild und Ton verbunden. So hat sich auch der AK Kirchentag „getroffen“, und so taten es auch andere Arbeitskreise. Das hat Vorteile: Man spart Fahrtkosten, man spart Zeit, die sonst für die Überwindung der Entfernung geopfert werden musste, man ist sehr konzentriert. Aber es gibt auch Nachteile: Die Tonqualität ist manchmal schlecht. Das Bild hinkt gelegentlich hinterher. Nonver-

EAiD digital

bale Kommunikation findet nur sehr eingeschränkt statt... Aber immerhin: So kann man wenigstens im Gespräch sein. Und man lernt dazu. Was die Technik angeht, den Umgang mit der jeweiligen Software. Vor- und Nachteile verschiedener Programme. In Westfalen haben wir zwei Filme der Evangelischen Stadtakademie Bochum ins Netz gestellt, für deren Entstehung ich Manfred Keller sehr dankbar bin. Auf der Internetseite des Evangelischen Forums Westfalen

[<https://www.ev-akademiker.de/ea-vor-ort/westfalen/>] sind sie verlinkt, so dass alle, die das wollen, sich informieren können: <https://www.bochumschau.de/videos/stelenweg-juedisches-leben-in-bochum-2020.mp4> <https://www.bochumschau.de/videos/stele-nordbahnhof-geschichte-juedisches-leben-in-bochum-2020.mp4>

In diesem Rundbrief steht auch einiges über die Entstehung der Filme in Corona-Zeiten nachzulesen.

Außerdem ist es möglich, über die Seiten des Bundesverbandes an Web-Seminaren teilzunehmen, die entweder aus der Arbeit unserer eigenen Arbeitskreise resultieren oder bei denen es Kooperationen mit anderen Anbietern gibt (EKD, Akademien etc.).

Gerne hören wir auch von Ihnen, wie Sie digital Kontakt halten möchten und welche Ideen Sie vielleicht beisteuern möchten.

Michael Wuschka

i m p r e s s u m

Der **Rundbrief** wird herausgegeben vom Ev. Forum Westfalen, dem Landesverband der Ev. Akademikerschaft in Deutschland, und erscheint mindestens halbjährlich.

Spenden: KD-Bank, IBAN DE16 3506 0190 2100 1080 14
Sonstige Zahlungen: KD-Bank, IBAN DE91 3506 0190 2100 1080 22

Gestaltung: Mario Leisle
Redaktion: Ingrid und Rolf Bellmann, Naggertstraße 39, 33729 Bielefeld, Tel. 05 21 - 7 66 23



Der Vorstand des Ev. Forums Westfalen

Michael Wuschka, Vorsitzender
Auf der Papenburg 20, 44801 Bochum,
T.: 02 34 / 87 93 53 40
e-mail: m@wuschka.de

Ulrike Frielinghaus, Schatzmeisterin
Höfestr. 45, 44803 Bochum
T. 02 34 / 38 30 31
E Mail: u.frielinghaus@arcor.de

Beate Wuschka, Schriftführerin
Auf der Papenburg 20, 44801 Bochum,
T.: 02 34 / 87 93 53 40
e-mail: m@wuschka.de

Martin Maschke
Rathausstr.1, 33803 Steinhagen,
T. 0 52 04 / 37 08; Fax 88 06 02

Ingrid Bellmann, Rundbrief-Redakteurin
Rolf Bellmann, Rundbrief-Redakteur,
Naggertstr. 39, 33729 Bielefeld,
T. 05 21 / 7 66 23,
eMail: rolf.bellmann@gmx.de

**Vertretung der Pfarrkonferenz der
Studierendengemeinde**
Matthias von Westerholt
Evangelischer Pfarrer
ESG Dortmund
Eichlinghofer Str. 6
44227 Dortmund
T.: 02 31 / 12 10 13
e-mail:
matthias.westerholt@esg-dortmund.de

Elisabeth Gallhoff, Mitgliederbetreuung
Papenberg 3, 45529 Hattingen,
Tel.02324/9161570, Fax: 02324/945732
eMail: elisabeth.gallhoff@arcor.de

Homepage des Ev. Forums Westfalen:
www.ev-forum-westfalen.de